

Wenn das Böse tanzt, ist der Spass bombastisch

Meret Matter und Schtärneföifi geben ihrer Märchenproduktion am Pfauen politischen Schwung.

Alexandra Kedves

Der Teufel ist ein schauriger Schatten an der Wand der Pfauenbühne, ein grusliger Lacher, der durchs Parkett hält - und der Spiegel einer Gesellschaft, in der die Reichen den Armen erst die Butter vom Brot nehmen und danach auch noch das Brot vom Teller. «Die brauchen mich gar nicht, um böse zu sein», konstatiert das monströse Geschöpf am Anfang. Und gegen Schluss werden sich die Dinge dementsprechend wandeln: Da ist der Teufel auch bloss ein Mensch.

Der heisst Christian Baumbach, ist 32 und glänzt in der Weihnachtsproduktion des Schauspielhauses, «Der Teufel mit den drei goldenen Haaren», in seiner Dreifachrolle als Titelheld, Hofmarschall und Rebell. Also als das pure, scheinbar ewig Böse, als konservativer Ordnungshüter und als unbezwingliche Gegenkraft - die stets das Gute will und es am Ende auch schafft; es handelt sich hier ja um ein Märchen. Baumbachs Mehrfachrolle ist wie ein dialektischer Dreischritt, und ja, das soll so sein; die Assoziation kommt nicht von ungefähr.

Sirup statt Wasser

Die Spoken-Word-Literatin Stefanie Grob («Inslä vom Glück») und die Regisseurin Meret Matter streuen in ihre sehr freie Bearbeitung des Märchens der Brüder Grimm allerlei Andeutungen, die vom Klassenkampf erzählen, den Widerstand des kleinen Mannes und der kleinen Frau feiern und die Ausbeutung von früher und heute anprangern. Die Prinzessin Scha-Scha etwa - eine herzig maulige Elisa Plüss, die vom gülden Gierle-Kleidchen zu praktischen Hosen und Gummistiefeln wechselt, um ihrem Felix zu helfen - heisst eigentlich Jeanne nach Jeanne d'Arc, wie sie erklärt. Als das Volk jammert, dass der Brunnen vergiftet ist, fragt sie unschuldig wie Marie Antoinette: «Wieso trinken sie denn keinen Sirup?» Ihr Müllersbursch beschwichtigt die aufgebracht Bürger: «Sie weiss halt noch nichts.»

Nur dass ihr tyrannischer Vater, Ludwig Böttgers lustvoll chargierender Bösewicht, doch immer überladene Servierwagen mit zahllosen Köstlichkeiten unter den brillantenbehängten Kronleuchtern auffahren lässt: Das Bühnenbild von Sara Giancane hat bombastische Fonds - sie reichen von wandfüllen-



Auf höllisch aufwendiger Bühne: Christian Baumbach als Teufel mit drei goldenen Haaren. Foto: Toni Suter (T + T Fotografie)

den geballten Wolken à la John Constable über einen überdimensionierten Räuberwald-Scherenschnitt bis zur gigantischen böckelnschen «Toteninsel»; alles höllisch detailreich und aufwendig.

Die Band lässt krachen

Himmlich süss ist Scha-Scha. Als ihr der Hofmarschall, auf königlichen Befehl, eine Castingshow im Palast ausrichtet, wo sie einen Freier küren soll, wählt sie die coole Lesbe; und ihre - total sympathische - Stiefmutter unterstützt sie dabei (Julia Kreuzsch). Aber das ist gegen die Statuten, und überhaupt stolpert dann der 17-jährige Felix in Scha-Schas Leben: das Glückskind, dem der König nach dem Leben trachtet, das aber stets Retter findet, erst die braven Müllersleute, später die Robin-Hood-Rebellen und endlich die Königstochter, die sich just emanzipiert. Der 23-jährige Julian

Schneider, der gerade den Schauspiel-Master absolviert, hat eine Spielfreude, dass ihm nicht bloss das Herz der Prinzessin zufliegt, sondern auch die jungen Zuschauer (ab frühestens sechs Jahren) sofort auf seiner Seite sind.

Ohnehin schlägt das gesamte Ensemble sein Publikum mit Spiel, Tanz und Gesang, mit Schlagzeug, Gitarre und Keyboard in den Bann: Sibylle Aeberli von der Band Schtärneföifi stösst die Story als Wahrsagerin erst an, und der Teufelsbandleader Boni Koller als Pflegevater empfiehlt seinem Ziehsohn eine Karriere als Musiker - was diesen zum Provinzprinzen im Heer der Jugendarbeitslosen macht. Die Band lässt krachen, Choreografin Bea Wiggli schwofen, von Rock 'n' Roll über Salsa bis Breakdance. Und so scha-schat die zweistündige, punktgenau auf Fun getrimmte Weihnachtspremiere ihr Publikum zu Begeisterungstürmen.

Weihnachtsstücke Gespenster und Könige

Zum Familienstück des Schauspielhauses «Der Teufel mit den drei goldenen Haaren» ist eine gleichnamige Song-CD der Band Schtärneföifi erhältlich (Schtärneföifi / Longplay Records). Weitere Weihnachtsproduktionen gibt es ab 20.11. im Theater Neumarkt («Arche Norax» in der Regie von Nik Rosat und Axel Röhrle) und ab 7.12. im Theater Stadelhofen («Die stille Nacht» von der Theaterfusion Berlin). Im Theater Hechtplatz läuft bereits «Das kleine Gespenst» (Zürcher Märchenbühne, Regie Erich Vock). Das Opernhaus zeigt ab 19.11. «Der Zauberer von Oz»; Regie führt Floris Visser. Im Theater Winterthur ist ab 19.11. «Nussknacker und Mausekönig», ein Tanztheater von und für Kinder, zu sehen (Konzept und Inszenierung: Claudia Corti). (ked)

Kurz & kritisch

Konzert Herrliche Irritationen am Musikfestival Weekender

«Jemand soll mir bitte einen starken Drink bringen - Gin, Wodka, Rum, ganz egal was», bat die Sängerin Sevdaliza am Freitagabend an ihrem Konzert im Zürcher Club Exil, das im Rahmen des vier-tägigen Musikfestivals Red Bull Music Academy Weekender stattfand. Vergangene waren bereits gut zehn Minuten, und noch war abgesehen von etwas improvisiertem A-cappella-Gesang kaum etwas passiert. Der Grund: technische Probleme. Irgendeine Einstellung, irgendeine Software, vielleicht auch irgendeine Kabel verweigerte den Dienst. Eine Pattsituation. Angstschweiss unter den Achseln eines Internetphänomens. Und so bestellte die niederländische Künstlerin mit iranischen Wurzeln eben einen starken Drink.

Alles an Sevdaliza - bürgerlicher Name unbekannt - ist bis zum Überborden mit Bedeutung gefüllt. Jede Kopfbewegung Statement und Zitat zugleich. Popkultur im Überschuss. Im Kopf des Betrachters und Zuhörers - die Reihenfolge ist hier eher diese - spielt sich ein Assoziativreigen ab. Dazu kristallklare, hyperpräzise Musik: kunstvoll gesungener R & B, gepaart mit aus dem Ei gepellten Computersounds, scharfen, schleppenden Schlägen und Passagen von Klaviersonaten.

Die verloren gegangene Souveränität haftet dem ganzen Auftritt auch nach der Behebung der Probleme - tatsächlich ein Kabel! - noch an. Und ja, das war echter Schweiss, der sich da unter den

Achseln der Sängerin bildete. Irgendwann allerdings waren es mehr die repetitiv eingesetzten Elemente des Klangbilds, die dem Auftritt die Denkwürdigkeit nahmen. Trotz oder gerade aufgrund aller Bemühung war da nicht Irritation genug.

Das Festival Red Bull Music Academy Weekender gastierte von Donnerstag bis Sonntag erstmals in Zürich. Der Anlass, finanziert vom österreichischen Zuckerwasserhersteller mit globaler Dominanz, ist ein breit abgestützter, fein kuratierter Sponsorevent, der immer mal wieder in einer anderen Grossstadt haltmacht und verschiedene Orte in Beschlag nimmt. Unrepräsentativen Umfragen zufolge werden vor allem die Nächte im Club Zukunft längerfristig im Gedächtnis der Partygänger bleiben: Immer wieder traf man am Samstag Leute, die von den DJ-Sets des Engländers Floating Points am Donnerstag und des Hamburgers DJ Koze am Freitag schwärmten.

In der Nacht auf Samstag gehörte das Pult an der Dienerstrasse dem New Yorker Tony Humphries, der ab den sehr frühen Achtzigerjahren das benachbarte New Jersey zu einer Kathedrale der Nachtunterhaltung gemacht hatte. Seine stundenlangen Sets fussten immer irgendwie auf Soul und Gospel und nutzten den mit den Jahren stärker akzentuierten Housebeat nur als Geschmacksverstärker. In der Zukunft blieb Humphries - bald 60-jährig, korpulent, ausdauernd, medienmüde - seiner Linie treu: Er beschallte den Ort, an dem es oft um minimalste Verschiebungen in der Struktur und langsames Einlullen in die scheinbare Monotonie geht, mit Vo-

cal-House-Klassikern und editierten Stücken von Aretha Franklin und The B-52's. So viel Gesang hat man hier wohl noch selten gehört. Den Abend im Exil hatte übrigens eine andere Irritation beschlossen: Melesha O'Garro alias Lady Leshurr aus Birmingham stellte einen neuen Geschwindigkeitsrekord im Rap-pen auf. Was mit dem Zu-eigen-Machen einiger Reggae-Klassiker begann - ihre Eltern stammen aus der Karibik -, steigerte sich zu einem wahnwitzigen Sprint durch ihr Repertoire an basslastiger, britischer Hypernervosität.

Nach gut vierzig Minuten hatte sich das Spiel ausgereizt. Schnell noch ein paar Social-Media-Einträge, dann war sie weg. Die Irritation hatte viele Gesichter an diesem Abend, ihres aber war eines der sympathischsten.

Adrian Schröder

Klassik

Ein Fast-Abschied von Sängerstar Matti Salminen

Zürich, Opernhaus - Auf Wiedersehen, Matti Salminen. Das ist keine leere Floskel, denn die Chancen stehen gut, die Bassstimme auch in Zukunft auf der Zürcher Opernbühne erleben zu dürfen. Dieses Beinaheversprechen vermochte Intendant Andreas Homoki seinem scheidenden Star am Samstag während dessen Abschiedskonzerts zu entlocken. In zwei mit «Lieber Matti» eingeleiteten Blöcken wurde ausgiebig in Anekdoten geschwelgt und geboten, was man von solchen Ereignissen erwartet: Sänger, Opernhaus und Publikum feierten sich gleichermaßen. Aus den mit be-

eindruckenden Entertainerqualitäten dargebotenen Erinnerungen erklärten sich aber auch Programmgestaltung und Interpretation. So schlüpfte Salminen als Erstes zum vielleicht 501. Mal in die Rolle des Sarastro aus der «Zauberflöte», der Figur, die am Anfang seiner Karriere stand. Von den bedrohlichen Untertönen, die er ihr auch schon abgerungen hat, war aber nichts zu vernehmen; Salminen verkörperte an diesem Samstagabend ganz den guten Onkel Sarastro. Man mag das bedauern, doch die Interpretation war tadellos und folgte in ihrer Ausrichtung der Logik des Anlasses.

Für die Überraschungen war Salminens finnischer Landsmann Leif Segerstam am Pult besorgt. Mit der schelmischen Gesinnung eines Kobolds - nur schon erkennbar an seinem wilden Haar- und Bartwuchs - kommentierte er immer wieder die Dramaturgie des Abends und forderte das Publikum gar zu orgiastischen «Ahs» auf. Genauso unkonventionell war auch sein Zugriff auf Beethovens dritte «Leonoren»-Ouvertüre. Nicht dramatisch, sondern locker entspannt musizierte die Philharmonia Zürich und entwickelte aus der Detailverliebtheit heraus einen hypnotischen Sog sondergleichen.

In Mussorgskys «Boris' Tod» kam dann gar Wehmut auf. Wer nach Matti Salminen soll künftig den Boris Godunov singen? Aggressivität, Panik, Sorge, Hoffnung und Verklärung - alles auf knapp zwölf Minuten zusammengedrängt. Mehr Zugaben als nur der finnische Tango dieses Abends wären höchst willkommen.

Simon Bittermann

TV-Kritik «Tatort»

Rampensäue unter sich

November 1970. Ein Hamburger Kommissar schützt eine Autopanne vor, um mit dem Taxi verbotenerweise in der DDR nach der Mutter eines toten Buben zu suchen: Der Film «Taxi nach Leipzig» wurde erst nach dem Dreh als erste Folge des brandneuen ARD-Krimi-Formats «Tatort» definiert. Die 1000. Folge titelt genauso, steckt aber gleich drei Ermittler in ein Taxi, das von Niedersachsen nach Sachsen unterwegs ist, in einem waldigen Nichts; und sie nimmt den Titel beim Wort: Nur wenige Szenen spielen nicht im klaustrophobischen Wageninnern.

Hitchcock habe ja einen Film in einer Telefonzelle drehen wollen, zitiert der Autor und Regisseur Alexander Adolph sein Vorbild. Bei Adolph ist also ein durch die Nacht rasendes Auto die Steilvorlage fürs bravouröse Kopfkino und für einen Klasse Anti-«Tatort» als Jubiläumsnummer: Da hat einer die Hände am Steuer, einer ist tot, zwei sind gefesselt. Eigentlich eine superstatische Anlage, aber der Filmemacher holt aus ihr 90 Minuten Spannung: mit einer düsteren Bildsprache aus nervösen Flashbacks und hysterischen Stream-of-Consciousness-Clips, die uns mal in die Kindheitsängste der Kommissarin katapultieren, mal ins blutige Afghanistan des Taxi-Driver, mal in die Wutblitze des Kommissars. Ein toller Thriller für starke Darsteller - und die hier spielen einander schier an die Autotür. Und uns, sowieso, an den Bildschirm. «Klar, wir sind beide Rampensäue», sagt Maria Furtwängler über sich und Axel Milberg: Auf dem Set haben sie sich zwischendurch heftig in die Wollgekiert.

So wie im Film ihre Kultkommissare: die Hannoveranerin Lindholm und der Kieler Borowski, die versuchen, den ausgetickten Taxifahrer zu beruhigen, irgendwie auszuschalten. Ein Unfall warf sie nach einem öden Deeskalationsseminar in der Pampa bei Braunschweig in einem Taxi zusammen; noch ein Kollege ist dabei. Der nervt den Taxi-Driver: Florian Bartholomäi ist sagenhaft als Taxilenker Ex-Elitesoldat, der, gequält von Afghanistantrauma und Realitätsbombensplittern, um angemessene Reaktionen ringt - und scheitert. Am Mittag hatte er erfahren, dass seine Ex am nächsten Tag den Mann heiratet, der ihn in Afghanistan in die Scheisse ritt. Das Radio spielte «Hungry Like the Wolf» und sein gehasstes Liebeslied «Spiel mit» («Alles, was wir tun, ist eine Explosion»): ein pointierter Soundtrack. Und jetzt laufen echte Wölfe durch den Wald, der Taxi-Driver explodiert, tötet Kommissar Nr. 3 und fährt mit Tunnelblick in Richtung Ex. Mag es mit der Plot-Glaubwürdigkeit auch etwas harzen, das mit der Psycho-Wahrheit - auch jene der Ermittler, deren Fassaden heruntergerissen werden - stimmt so.

Alexandra Kedves

 Forum Diskutieren Sie mit über die 1000. Folge
tator.tagesanzeiger.ch

Unbekannte Briefe von Stefan Zweig

Der Schriftsteller Stefan Zweig hat bis zur Machtergreifung der Nazis jahrelang mit dem jungen jüdischen Autor Hans Rosenkranz korrespondiert. Die bisher unbekannt Briefe sind mehr als 70 Jahre nach seinem Tod aufgetaucht. Jahrzehntlang lagerten sie in einem Banksafe südlich von Tel Aviv. Jetzt hat Israels Nationalbibliothek die bisher unbekannt Korrespondenz - 26 handschriftliche Briefe und 6 Postkarten - erstmals veröffentlicht. Sie wirft ein neues Licht auf Zweigs (1881-1942) Ansichten zu Literatur, Judentum, Zionismus und Aufstieg der Nazis. Gestiftet hat sie Rosenkranz' 92-jährige Stieftochter, Hanna Jacobsohn. Der in Königsberg geborene Hans Rosenkranz wandte sich mit 16 an Zweig und bat ihn um Rat, wie er auch Schriftsteller werden könnte. Er bekam ihn, bis 1933 blieben Rosenkranz und Zweig in Kontakt. Stefan Zweig nahm sich 1942 im Exil in Brasilien das Leben, Rosenkranz beging 1956 Suizid in Italien. (SDA)